

Von Selbstreflexion zu Hegemonieselbstkritik

Claudia Brunner

English title: From self-reflection to self-criticism of hegemony

Abstract: While self-reflexivity certainly is useful when aiming to reconsider our thinking about and acting in international politics, it can also function as a hegemonic practice of containing radical critique. The author introduces approaches from critical peace studies, post- and decolonial as well as feminist theory that deal with this dilemma. Taking the dimension of epistemic violence and the colonality of power, knowledge and being into account, she argues that the widely professionalized and pacified field of peace and conflict studies can learn from these perspectives in order to re-enhance positionality vis-à-vis a global system of inequality and violence.

Keywords: Peace and conflict research, colonality, decolonisation, epistemic violence

Stichwörter: Friedens- und Konfliktforschung, Kolonialität, Dekolonisierung, epistemische Gewalt

*Ever tried. Ever failed. No matter.
Try Again. Fail again. Fail better.
Samuel Beckett**

1. Reflexion über die Selbstreflexion¹

Zweifelsfrei ist es hilfreich, das eigene Denken und Handeln gelegentlich einer kritischen Betrachtung zu unterziehen und die Ursachen für Probleme und Konflikte nicht automatisch bei ‚den Anderen‘, sondern sprichwörtlich vor der eigenen Haustür zu suchen. In diesem Sinne ist Selbstreflexion eine begrüßenswerte Praxis des Innehaltens und der Reorientierung, sei es auf persönlicher oder auch auf politischer Ebene. Selbstreflexion bleibt notwendigerweise selbstbezüglich und letztlich will sie auch selbstvergewissernd sein. Genau an diesem Punkt der Stabilisierung des Selbst kann sie aber auch ihre hegemoniale Dynamik entwickeln, die ich hier problematisieren will. Theoretisch-konzeptionell ist Selbstreflexion nämlich nicht denkbar ohne das cartesianische Programm, wie es der eurozentrischen Konzeption von Wissen und Welt einschließlich der Herausbildung des politischen Subjekts, des autonomen Individuums, des souveränen Selbst zugrunde liegt: „Ich denke, also bin ich“, so René Descartes bereits 1641. Dieses Programm ist nicht nur eines der Befreiung von klerikaler Deutungshoheit, wie uns das Narrativ von Aufklärung und Moderne nahelegt. In diesem steht das erkennende, reflektierende Subjekt der Welt und ihren Objekten unabhängiger, unverbundener denn je gegenüber. Doch die von Descartes und anderen postulierte Trennung des menschlichen Geistes von jeglicher Körperlichkeit und gesellschaftlicher Einbettung, die die bis heute dominante epistemische Prämisse politischen Denkens und Handelns darstellt, hat sich nicht zufällig bereits im sogenannten langen 16. Jahrhundert herausgebildet, also zeitgleich mit der kolonialen Expansion Europas in die Amerikas.² Mit dieser Trennung wird

das Über-sich-selbst-Nachdenken erst einmal zum Privileg jener, denen diese Praxis überhaupt zugetraut wird: weiße, christliche, heterosexuelle, europäische Männer, besitzend und bewaffnet.

Ramón Grosfoguel argumentiert in Anschluss an Enrique Dussel, dass die kognitive Operation des *cogito ergo sum* überhaupt nur möglich war, weil ihr die koloniale Erfahrung des *conquiro* (ich erobere) bzw. *extermino ergo sum* (ich vernichte, also bin ich) vorausgegangen ist.³ Ein ganz spezifischer, von sehr konkreten Gewaltpraktiken imprägnierter Partikularismus wird damit zum Prototyp einer behaupteten Universalität, die sich allen immanenten Widersprüchen zum Trotz hervorragend zum Teilen und Herrschen eignet und schließlich zur weltweiten Ausbreitung des Kapitalismus beigetragen hat, wie post- und dekoloniale sowie feministische Theoretiker/-innen argumentieren.⁴ Die zentrale Idee der Aufklärung nämlich, das autarke, sich auch über Selbstreflexion beständig weiter ermächtigende politische Subjekt, das gleichzeitig seine eigene privilegierte Materialität und Sozialität leugnet, versperrt demnach den Blick auf die „Unterseite der Moderne“:⁵ die Kolonialität samt ihren rassifizierten und vergeschlechtlichten Praktiken des Ausschließens und Unterwerfens, ihren Operationen der Vernichtung und Ausbeutung.⁶ Da der fünfhundert Jahre währende Prozess des Kolonialismus nicht nur ein politischer und ökonomischer war, sondern auch ein sozialer, kultureller und schließlich sogar ein epistemischer und kognitiv-mentaler, hält bis heute ein Zustand der Kolonialität von Macht, Wissen und Sein an.⁷ Und diese

3 Ebd., 77.

4 Vgl. *Maria do Mar Castro Varela/Nikita Dhawan* 2015: Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung, Bielefeld; Pablo Quintero/Sebastian Garbe (Hg.) 2013: Kolonialität der Macht. De/Koloniale Konflikte zwischen Theorie und Praxis, Münster; Iris Mendel 2015: WiderStandPunkte. Umkämpftes Wissen, feministische Wissenschaftskritik und kritische Sozialwissenschaften, Münster.

5 *Nelson Maldonado-Torres* 2008: Against War. Views from the Underside of Modernity, Durham.

6 *Maria Mies* 1989: Patriarchat und Kapital. Frauen in der internationalen Arbeitsteilung, Zürich; Silvia Federici, 2012: Caliban und die Hexe. Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation, Wien.

7 *Anibal Quijano* 2000: Coloniality of Power, Eurocentrism, and Latin America, in: *Nepantla. Views from South* 1 (3), 533-580; *Edgardo Lander* 2000: Eurocentrism and Colonialism in Latin American Social Thought, in: *Nepantla. Views from South* 1 (3), S. 519-532; *Nelson Maldonado-Torres* 2000: On the Coloniality of Being. Contributions to the Development of a Concept, in: *Cultural Studies* 21 (2-3), 240-270.

* *Samuel Beckett* 1983: *Worstward ho*, London, 7.

1 Großer Dank geht an kritische Leser/-innen früherer Versionen dieses Texts (Thomas Mickan, Hajnalka Nagy, Viktorija Ratković, Barbara Grimpe und Helmut Krieger) sowie an die Herausgeberin Sabine Jaberg, zwei anonyme Gutachter/-innen und die S+F-Redaktion.

2 *Ramón Grosfoguel* 2013: The Structure of Knowledge in Westernized Universities. Epistemic Racism/Sexism and the Four Genocides/Epistemicides of the Long 16th Century, in: *Human Architecture. Journal of the Sociology of Self-Knowledge* XI (1), 73-90. Die Feststellung dieser Gleichzeitigkeit stellt keine Behauptung einer Kausalität dar, und die Moderne ist gewiss ein dynamischer und widersprüchlicher Prozess als diese Verkürzung nahelegt. Dennoch erachte ich Grosfoguels Zuspitzung anhand von Descartes für hilfreich, um das dominante Narrativ der aufgeklärten Moderne gegen den Strich zu lesen und mit ihrer Unterseite, der Kolonialität, zusammenzudenken.

Kolonialität wird die erst wenige Jahrzehnte zurückliegende Phase der politischen Dekolonisierung⁸ noch lange überdauern. Sie ist es auch, die bewirkt, dass die immer wieder notwendig erscheinende Anrufung zur Selbstreflexion im Kontext der Friedens- und Konfliktforschung nicht nur als notwendige Vorbedingung von Kritik erscheint, sondern auch als Praxis der Herrschaftssicherung fungieren kann.

2. Zwischen Kritik und Vereinnahmung

Gerade weil die Selbstreflexion an unsere Fähigkeit des Innehaltens, Überdenkens und Modifizierens appelliert, eignet sie sich hervorragend zur Einhegung von allzu radikal erscheinender Kritik.⁹ Der Selbstreflexion ist das Versprechen inhärent, real existierende Antagonismen in verhandelbare Agonismen umzuwandeln. Die Friedens- und Konfliktforschung ist in besonderer Weise dazu geneigt, diesem Versprechen Glauben zu schenken. Zum einen will sie selbst einen Beitrag zur Gewaltreduktion leisten, und zum anderen gilt ihr Handwerk – Denken, Sprechen, Schreiben – gewissermaßen als Gegenteil von Gewalt, gerade weil letztere überwiegend als direkte und physische verstanden wird, als materielle Praxis, der gegenüber die intellektuelle Beschäftigung das Privileg der Gewaltlosigkeit für sich beanspruchen kann. Auch wenn kritische Perspektiven explizit einen weiten Gewaltbegriff favorisieren, wird die Sphäre von Wissen, Sprache und Kommunikation in diesen kaum als potenziell gewaltförmig miteinbezogen. Gleichwohl reflektiert die Friedens- und Konfliktforschung mit großem Ernst und Engagement immer wieder darüber, wie sie ihren selbst gewählten Auftrag besser erfüllen könnte. Doch aus unterschiedlichen Gründen tut sie dies in abnehmender organisatorischer und kognitiver Distanz zu ihren institutionalisierten Geldgeber/-innen und professionalisierten Adressat/-innen, die diese Selbstreflexion – etwa unter wohlklingenden Titeln wie ‚zivil-militärische Zusammenarbeit‘, ‚wehrhafte Demokratie‘ oder ‚aktive Friedenssicherung‘ – unter ganz spezifischen Prämissen und mit ganz spezifischem Interesse einfordern.¹⁰

Als jüngstes Beispiel kann hier die Initiative des sogenannten *Peace Lab* dienen, eine professionell performende, vom Auswärtigen Amt der Deutschen Bundesregierung finanzierte Internet-Kommunikationsplattform.¹¹ Diese lädt Politiker/-innen, Wissenschaftler/-innen sowie zivilgesellschaftliche Akteur/-innen und Initiativen zur gemeinsamen Selbstreflexion der bundesdeutschen Sicherheits- und Verteidigungspolitik ein. Konsequenterweise ist dann auch nicht von Intervention, Krieg und Gewalt die Rede, sondern von Krisenengagement, Stabilisierung und Friedensförderung. Auch etablierte zivilgesellschaftliche Organisationen aus dem Bereich der Friedensarbeit sind an diesem Prozess mit großem Engagement beteiligt. Ein aktueller Aufsatz von Mitgliedern des Arbeitskreises Herrschaftskritische Friedensforschung in der Arbeitsgemeinschaft für Friedens- und Konfliktforschung¹² problematisiert diese Manifestation einer freiwilligen und vermeintlich kollektiven Selbstreflexion als ambivalente Kooptierung ziviler Kritik zur Legitimation einer *de facto* zunehmend militarisierten Außenpolitik.¹³ Die Autor/-innen beschreiben darin, wie das Zivile immer weniger als Gegenbegriff zum Militärischen taugt, weil es von diesem strukturell-organisatorisch ebenso wie kognitiv-intellektuell zusehends absorbiert wird. Indem Partizipation zum Vehikel der Vereinnahmung wird, schrumpft etwa das einst widerständig gedachte Konzept ziviler Konfliktbearbeitung zum Mittel einer expansionistischen und zunehmend gewaltbereiten Politik, die sich ihrerseits durch eben diesen Prozess den Anschein einer ergebnisoffenen und vor allem kollektiven Selbstreflexion verleiht. Dabei wird das Zivile militarisiert und das Militärische zivilisiert, und am Ende scheinen alle Widersprüche im Begriffspaar von Sicherheit und Frieden gut reflektiert und aufgehoben zu sein.¹⁴ Darüber hinaus sind aber auch kritische, Militär- und Außenpolitik distanzierter gegenüberstehende Ansätze der Friedens- und Konfliktforschung nicht per se vor der Gefahr einer aktiven oder passiven Vereinnahmung gefeit. Doch sind sie eher dazu geneigt, die Widersprüchlichkeit des Widersprechens nicht nur als qua Selbstreflexion vermeidbares Scheitern zu verstehen, sondern dessen Rahmenbedingungen in einen größeren Kontext einzuordnen.

3. Anregungen zum Wenden der Blickrichtung

Im Folgenden skizziere ich einige in der (deutschsprachigen) Friedens- und Konfliktforschung noch weitgehend unbekannte Perspektiven, die einen Ausweg aus dem Trilemma von Selbstreflexion/Partizipation/Vereinnahmung (ver)suchen. Sie belassen es nicht bei selbstvergewissernden Reflexionen darüber, wie man bisherige Lösungsansätze effizienter machen könnte. Vielmehr loten sie in vollem Bewusstsein der Ambivalenz des Vorhabens grundsätzlichere Optionen aus,

8 Zu bis heute bestehenden Ausnahmen von den First Nations in Nordamerika bis zur Westsahara siehe Robert Young 2006: Postcolonialism. An Historical Introduction, Malden/Oxford/Carlton, 6f.

9 Dies mag auch für die Veröffentlichung dieses Textes zutreffen. Eine/-r der beiden Gutachter/-innen hat kritisch angemerkt, dass es der hier dargelegten Perspektive eigentlich widerspreche, sich einem anonymen Peer-Review-Prozess zu unterwerfen, weil solche Instrumente selbst Teil der hier kritisierten Problematik von Wissensproduktion sind. Die Gratwanderungen zwischen Kritik und Vereinnahmung können in der Tat selten ohne Umwege beschritten werden – in der Theorie wie eben auch in der Praxis des ‚doing academia‘, in der sich diese Theorie erst artikulieren kann. Ohne diesen Umweg der Begutachtung hätte ich auf diesen und andere wertvolle und kritische Kommentare der Gutachter/-innen verzichtet, ohne Einreichung des Beitrags bei S+F auch auf die Beteiligung an dieser Debatte um die Möglichkeiten und Grenzen von Selbstreflexion.

10 Vgl. Thomas Mickan 2011: Das Elend des Zivilen. Über die Verkehrung der zivilen Kritik zur militärischen Legitimation, in: Informationsstelle Militarisation (Hg.): Ausdruck 6, 1-6; Mechthild Exo 2009: Die Gewalt der Konfliktforschung und Möglichkeiten des Widerstands, in: Informationsstelle Militarisation (Hg.): Krisenmanagement. ‚Sicherheitsarchitektur‘ im globalen Ausnahmezustand, Tübingen, 42-49; Claudia Brunner 2015: Konflikt-KomplizInnen? Wissenschaft und kognitive Militarisation, Audio-Mitschnitt eines Vortrags bei der Jahrestagung der Informationsstelle Militarisation in Tübingen, November 2015, in: http://www.wueste-welle.de/redaktion/view/id/25/tab/weblog/article/47016/IMI-Kongress_2015_%3A%3A_Wissenschaft_und_kognitive_Mil [30.03.2017].

11 Siehe <http://www.peacelab2016.de/peacelab2016/>, betrieben wird die Seite vom Berliner Think Tank Global Public Policy Institute, siehe <http://www.gppi.net/home/> [30.03.2017].

12 <http://www.afk-web.de/arbeitskreise/arbeitskreis-herrschaftskritische-friedensforschung.html> [30.03.2017].

13 Thomas Mickan/Alke Jenss/Adrian Paukstat/Mechthild Exo 2017: Epistemisches Unbehagen. Die partizipative Entwicklung des Krisenmanagements der Bundesrepublik und ihre Kritik, in: Peripherie 148, 484-504.

14 Vgl. Michael Berndt 2006: Gewalt – Ordnung – Sicherheit. Die Trias zunehmender Gewöhnung an militärische Gewalt, in: Fabian Virchow/Tanja Thomas (Hg.): Banal Militarism. Zur Veralltägung des Militärischen im Zivilen, Bielefeld, 65-81.

die die dominante Position des reflektierenden Selbst als Problem erkennbar machen, anstatt dort den privilegierten Ort der Lösung zu vermuten. Gerade weil er auch das Zentrum in Frage stellt, liegt in diesem Versuch das Potenzial zu einer tatsächlichen Veränderung der Blickrichtung, die risiko- und folgenreicher ist als die sprichwörtliche Nabelschau, die im Begriff der Selbstreflexion angelegt ist. Die Untersuchungsgegenstände der Friedens- und Konfliktforschung, die diese zumeist im *anderswo* (in sogenannten schwachen, gescheiterten oder Schurkenstaaten) sucht und findet, für deren Ursache gern *anderswo* (sogenannte Warlords, Terrorist/-innen oder Diktatoren) verantwortlich gemacht wird und die als genuin *anderswas* (nämlich als körperliche Gewaltausübung im Gegensatz zum Privileg der analytisch-akademischen Gewaltabstinenz) gedacht werden,¹⁵ können damit in Beziehung gesetzt werden zu den Orten und Arten eben dieser Wissensproduktion. Ausgehend vom Begriff einer epistemischen Gewalt, die dem Wissen selbst innewohnt,¹⁶ unterziehe ich also die Vorstellung der Selbstreflexion einer Reflexion, oder besser gesagt: Ich übe Kritik an der Selbstbezüglichkeit und Selbstermächtigung eines Reflektierens, das auch subversive Erkenntnisgewinne anschlussfähig macht für hegemoniale Positionen, die zur Sicherung ihrer Dominanz immer schon der Einverleibung ihrer schärfsten Kritiken bedurften.

3.1 Theorie der Nachhut üben

Boaventura de Sousa Santos stellt seinem Buch *Epistemologies of the South. Justice Against Epistemicide* ein pointiert betitelt *Minifesto for Intellectual Activists* voran, in dem er sich direkt an jene wendet, die angesichts der offensichtlichen Grenzen kritischer Wissensproduktion nach neuen Wegen suchen.¹⁷ Doch Santos' Antwort auf die Frage nach dem Programm einer wirksamen Kritik erschöpft sich nicht in der Empfehlung einer läuternden Selbstreflexion. Radikale Kritik westlicher bzw. am eurozentrischen Wissenschaftskanon orientierter Intellektueller sei zahnlos oder gar unmöglich geworden. Potenziell wirklichkeitsverändernde Ansätze müssten daher anderswo gesucht werden, so Santos. Parallel zum *Minifesto* ist auf der jeweils gegenüberliegenden Seite das *Manifesto for Good Living/Buen Vivir* abgedruckt.¹⁸ Das im Kontext des Weltsozialforums entstandene Dokument aus den Widerstandsbewegungen Lateinamerikas, das politische und schließlich auch epistemische Bedingungen für ein gerechtes und gutes Leben für alle skizziert, dient somit als direkte Kontrastfolie zur Position der zumeist im Globalen Norden verorteten Intellektuellen, die Santos zur Bescheidenheit mahnt und zu einer solidarischen Unterordnung innerhalb eines aktivistisch-politischen Ver-

ständnisses von Wissensproduktion anstiften will. Kritische Theorie eurozentrischen Zuschnitts, so Santos, habe sich bislang als Vorhut des sozialen Wandels verstanden, doch deren Zeit sei vorbei. Heute gehe es nicht mehr darum, eine intellektuelle Avantgarde (*vanguard theory*) zu beschwören, die dem Rest der Welt erkläre, wie die Revolution funktioniere oder warum nicht. Vielmehr sei es an der Zeit, eine Theorie der Nachhut (*rearguard theory*) zu entwickeln, die sich an ihren praktischen Erfolgen in der politischen Arbeit der sozialen Bewegungen messen lassen müsse – also jener Akteur/-innen, die über Gerechtigkeit und Würde nicht nur nachdenken, sondern täglich um sie ringen.¹⁹ Angesichts weltweiter kriegszerstörung und ökonomischer Ausbeutung von Mensch und Natur habe der Globale Norden den Globalen Süden nichts mehr zu lehren. Dies gelte umso mehr, als man hier gar nicht jenseits jener zerstörerischen Kolonialität denken könne, die die Ausbeutung im Namen der Moderne und des Fortschritts erst ermöglicht habe, so Santos.²⁰

Wenn er mit den Begriffen der Vor- und Nachhut im militärisch gefärbten Begriffsspektrum verbleibt, ist das vermutlich der berechtigten Annahme geschuldet, dass es sich auch auf dem Terrain des Wissens wenn nicht um Kriege, so zumindest um veritable Kämpfe handelt. Und die fortschrittlichsten politischen und sozialen Kämpfe, die nach Rolando Vázquez und Rosalba Icaza²¹ immer auch epistemische sind und auf dem „epistemischen Territorium der Moderne“²² ausgetragen werden, würden gerade von jenen geführt, die in der euro- und androzentrischen Theorie der Moderne als Akteur/-innen überhaupt nicht vorgesehen waren: Frauen, Indigene, Schwarze, Bauern und Bäuerinnen, Versklavte, Verarmte etc. Diese von kolonialer Politik und Wissenschaft „veränderten“²³ Menschen seien es, die sich immer wieder organisierten, um die Zumutungen des globalisierten Kapitalismus und seiner Kolonialität zu überwinden. Und sie täten es weder in der von den Vordenker/-innen der Kritischen Theorie proklamierten Art und Weise noch in deren Metropolen, sondern von den geopolitischen, sozialen und epistemologischen Rändern der Welt aus.²⁴ Das bedeutet nicht, dass diese Stimmen immer Recht haben und von (wissenschaftlicher oder anderer) Kritik nicht infrage gestellt werden können. Gefordert wird jedoch, sie in einem ganz anderen Wechselverhältnis mit kritischen Intellektuellen im Globalen Norden/Westen zu verstehen zu lernen, in dem auch epistemische Machtverhältnisse zwischen potenziellen Verbündeten neu ausverhandelt werden (müssen). Ganz ähnlich argumentiert Gayatri Chakravorty Spivak: Sie fordert von westlichen Intellektuellen, ihre „Privilegien zu verlernen“ und schlägt ihnen vor, lieber mit den Subalternen „im Schweigen zusammenzuarbeiten“, anstatt immer alles besser wissen und dabei auch noch *für* die Marginalisierten sprechen zu wollen.²⁵ Ein Zuhören, das die Kolonialität

15 Claudia Brunner 2016a: Gewalt weiter denken in der Kolonialität des Wissens, in: Aram Ziai (Hg.): Postkoloniale Politikwissenschaft. Theoretische und empirische Zugänge, Bielefeld, 91-108.

16 Claudia Brunner 2013: Situiert und seinsverbunden in der ‚Geopolitik des Wissens‘. Politisch-epistemische Überlegungen zur Zukunft der Wissenssoziologie, in: Zeitschrift für Diskursforschung 1 (3), 226-245; Dies. 2016b: Das Konzept epistemische Gewalt als Element einer transdisziplinären Friedens- und Konflikttheorie, in: Werner Wintersteiner/Lisa Wolf (Hg.): Friedensforschung in Österreich. Bilanz und Perspektiven, Klagenfurt, 38-53;

17 Boaventura de Sousa Santos 2014: Epistemologies of the South. Justice Against Epistemicide, Boulder/London, 2-17.

18 Ebd., 3.

19 Ebd., 11, 13.

20 Ebd., 19.

21 Rosalba Icaza/Rolando Vázquez 2013: Social Struggles as Epistemic Struggles, in: Development and Change 44 (3), 683-704.

22 Rolando Vázquez 2011: Translation as Erasure. Thoughts on Modernity's Epistemic Violence, in: Journal of Historical Sociology 24 (1), 27.

23 Julia Reuter 2002: Ordnungen des Anderen. Zum Problem des Eigenen in der Soziologie des Anderen, Bielefeld, 143.

24 Santos 2014, 34.

25 Zit. n. María do Mar Castro Varela/Nikita Dhawan 2015: Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung, Bielefeld, 163-166.

von Macht, Wissen und Sein berücksichtigt,²⁶ muss aber erst noch eingeübt werden. Das Lernen von Menschen, die der Kolonialismus zu ‚Überflüssigen‘ gemacht hat, verlangt eben mehr als bloße Selbstreflexion der Privilegierten, die dabei um ein gerade opportun erscheinendes Diversitätspostulat angereichert würde.²⁷

3.2 Wissen, Macht und Sein dekolonisieren

Ebensowenig soll dieses Lernen in einer hegemonialen Aneignung alternativ-subversiver Existenz- und Wissensweisen resultieren, das eine nicht nur epistemisch gewaltförmige koloniale Wissenschaftspraxis über Jahrhunderte hinweg geprägt hat – und dies immer noch tut. Dieser Herausforderung widmet sich die vom Netzwerk *Decoloniality Europe* 2013 veröffentlichte *Charter of Decolonial Research Ethics*,²⁸ deren zentrale Kritiken ebenso wie ähnlich lautende Forderungen indigener Methodologien²⁹ Mechthild Exo in und für die Friedens- und Konfliktforschung übertragen hat.³⁰ Die Charta argumentiert gegen eine x-te Methodenreflexion unter der unberührt bleibenden Prämisse der Kolonialität, die damit nur fortgeschrieben würde. Stattdessen fordert sie das der Wissenschaft zugrunde liegende (teleologische, ontologische und epistemische) Privileg weißer, euro- und androzentrischer Wissensproduktion heraus, das die Kolonialität von Wissen, Macht und Sein aufrechterhält und sich in der Wissenschaftspraxis in zahlreiche weitere Privilegien sozialer, politischer und ökonomischer Art übersetzt. Es geht also nicht nur um qua Selbstreflexion optimierte ethische Verhaltensregeln in der Forschungs- und Publikationspraxis oder um mehr Diversität in Lehre und Personalpolitik. Unumgänglich ist aus dekolonialer Perspektive erstens eine grundlegende Kritik an den Möglichkeitsbedingungen der Kolonialität in all ihren Aspekten und darauf aufbauend zweitens eine bewusst parteiiche Stärkung alternativer Wissensbestände. Die Berücksichtigung der Dimension epistemischer Gewalt stellt dafür eine Grundvoraussetzung dar.³¹ Wenn wir bedenken,

dass die einstige Völkerkunde für den Kolonialismus des 19. Jahrhunderts das war, was die Disziplin der Internationalen Beziehungen (IB) für die Fortsetzung des Kolonialismus im globalisierten Kapitalismus im 20. Jahrhundert bedeutete, dann ist offensichtlich, dass auch die weitgehend in diesem disziplinären und epistemologischen Kontext verortete Friedens- und Konfliktforschung nicht jenseits der kolonialen Logik existiert. Ihrem in weiten Teilen auch gegenüber der IB kritischen Selbstverständnis zum Trotz führt sie deren Paradigmen mit gegenwärtig intelligibleren Konzepten und Begriffen weiter, weil sie selbst auf dem epistemischen Territorium der Moderne operiert: „We went from the 16th century characterization of ‘people without writing’ to the 18th and 19th century characterization of ‘people without history’, to the 20th century characterization of ‘people without development’ and more recently, to the 21st century of ‘people without democracy’. [...] All of these are part of global designs articulated to the simultaneous production and reproduction of an international division of labour into core/periphery that overlaps with the global racial/ethnic hierarchy of Europeans/non-Europeans.”³²

Im Globalen Norden/Westen verortete Friedens- und Konfliktforschung kann von dekolonialer Kritik lernen, indem sie ihren eigenen Anteil an eben jenen Gewaltverhältnissen erkundet, die zugleich Gegenstand ihrer Analyse sind. Dieses Lernen erschöpft sich nicht in der Praxis einer Selbstreflexion, die zum einen das Selbst stärkt, anstatt es zu dezentrieren, und zum anderen das Wissen der Marginalisierten (z.B. über ihre eigene Gesellschaft) abschöpfen und für eigene Zwecke (z.B. Optimierung von Interventionen) verwerten will, ohne sich der bereits epistemischen Gewaltförmigkeit dieses Tuns bewusst zu sein.

3.3 Vom Widerstand lernen

An diesem Punkt eröffnet sich eine noch weitgehend ungenutzte Anschlussmöglichkeit zwischen post- und dekolonialer Kritik einerseits und der Tradition kritischer Friedens- und Konfliktforschung andererseits. Ohne Bezugnahme auf post- und dekoloniale Ansätze, doch ihnen in der Intention durchaus ähnlich, formuliert Richard Jackson in seinem Aufsatz *How Resistance Can Save Peace Studies* die These, dass die Friedensforschung ihre Domestizierung zu einer liberalen Befriedungsforschung nur dann überleben bzw. überwinden könne, wenn sie vom Widerstand sozialer Bewegungen lerne.³³ Sie dürfe dabei nicht einfach deren Protagonist/-innen zu Forschungsobjekten degradieren, sondern müsse sich konzeptionell, theoretisch und epistemologisch an ihnen orientieren. Freilich gilt auch hier, dass diese Orientierung nicht notwendigerweise in kritikloser Begeisterung münden, sondern vielmehr in eine substanzielle und ernsthafte Auseinandersetzung mit radikal anderen Perspektiven resultieren soll. Das bedeute auch, die

26 Claudia Brunner 2017: Vom Sprechen und Schweigen und (Zu)Hören in der Kolonialität des Wissens. Paradoxe Überlegungen zur Analyse, Kritik und Entgegnung (nicht nur) epistemischer Gewalt, in: Helmuth Niederle (Hg.): Sprache und Macht, Wien, 30-71; Mario Rufer 2012: Sprechen, zuhören, schreiben. Postkoloniale Perspektiven auf Subalternität und Horizontalität, in: Olaf Kaltmeiner/Sarah Corona Berkin (Hg.): Methoden dekolonisieren. Eine Werkzeugkiste zur Demokratisierung der Sozial- und Kulturwissenschaften. Münster, 45-70.

27 The Gulbenkian Commission (Hg.) 1996: Open the Social Sciences. Report of the Gulbenkian Commission on the Restructuring of the Social Sciences, Stanford; Manuela Boatcă/Encarnación Gutiérrez Rodríguez/Sérgio Costa (Hg.) 2010: Decolonising European Sociology. Transdisciplinary Approaches, Aldershot; Enrique Dussel 2012: Der Gegendiskurs der Moderne. Kölner Vorlesungen, Wien; Aram Ziai (Hg.) 2016: Postkoloniale Politikwissenschaft. Theoretische und empirische Zugänge, Bielefeld; Informationszentrum 3. Welt (Hg.) 2013: Wissenschaft global – das Rektorat bleibt im Norden, Heft 335

28 <http://decolonialityeurope.wixsite.com/decoloniality/charter-of-decolonial-research-ethics> [29.03.2017].

29 Linda Tuhiwai Smith 2005: Decolonizing Methodologies. Research and Indigenous Peoples, London/New York/Dunedin.

30 Mechthild Exo 2015: Indigene Methoden als Stachel für die Friedens- und Konfliktforschung. Über Rechenschaftspflicht und das Erlernen dekolonisierender Praxis, in: Matthias Bös/Lars Schmitt/Kerstin Zimmer (Hg.): Konflikte vermitteln? Lehren und lernen in der Friedens- und Konfliktforschung, Wiesbaden, 281-304; Dies. 2015: Dekoloniale und feministische Perspektiven auf Peacebuilding, in: Max Lakitsch/Anna Maria Steiner (Hg.): Gewalt für den Frieden? Vom Umgang mit der Rechtfertigung militärischer Intervention, Wien/Berlin, 181-198.

31 Brunner 2013, 2016a, 2016b.

32 Ramón Grosfoguel 2008: Transmodernity, Border Thinking, and Global Coloniality. Decolonizing Political Economy and Postcolonial Studies, in: Eurozine <http://www.eurozine.com/articles/2008-07-04-grosfoguel-en.html> [30.03.2017].

33 Richard Jackson 2015: How Resistance Can Save Peace Studies, in: Journal of Resistance Studies 1 (1), 18-49.

Behauptung der eigenen methodologischen Gewaltfreiheit und Problemlösungsfähigkeit hinter sich zu lassen, d.h. einer unmissverständlichen Benennung unauflösbarer Antagonismen und einer mitunter konfliktiven Zuspitzung von Widersprüchen den Vorzug einzuräumen. Das stellt eine beträchtliche Herausforderung für ein Forschungsfeld dar, das für sich in Anspruch nimmt, nicht nur Gewalt zu erforschen, sondern auch zu ihrer Reduktion beizutragen. Doch nur unter dieser Voraussetzung, so Jackson, könne die Friedensforschung ihren Eurozentrismus, ihren immer noch positivistischen Liberalismus und ihre sozialtheoretische Schwäche überwinden und die Wurzeln ihrer einst radikalen Kritik gewaltförmiger globaler Strukturen und Praktiken wiederentdecken, um schließlich auch zu ihrer normativen Positionierung zurückzufinden.³⁴

Damit hätte auch ein veränderter (kritischerer) Umgang mit jenen Institutionen einherzugehen, die zwar bei der Drittmittelfinanzierung der Friedens- und Konfliktforschung an Einfluss gewinnen, deren Positionen und Erwartungen aber mit jenen einer kritischen, positionierten der Friedens- und Konfliktforschung weitgehend unvereinbar sind. Dass diese Unvereinbarkeit jedoch nicht nur politische Gründe hat, sondern in den epistemologischen und ontologischen Prämissen der Kolonialität von Macht, Wissen und Sein selbst verankert ist, lässt sich aus post- und dekolonialen Perspektiven eindrücklich erschließen.

Selbstreflexion innerhalb des dominanten Paradigmas reicht aus dekolonialer Sicht auch für kritische Friedens- und Konfliktforschung nicht aus. Denn das koloniale Vermächtnis erstreckt sich über das gesamte „epistemische Territorium der Moderne“³⁵, auf dem sich notwendigerweise auch kritische Forschungsansätze bewegen. Für jene, die dort an privilegierten Standorten tätig sind, dies aber durchaus im Sinne einer sehr grundsätzlichen Kritik und auf der Suche nach Alternativen tun wollen, bietet die Denkfigur der Hegemonieselbstkritik eine Möglichkeit, den Blick zu schärfen und zu wenden.

3.4 Hegemonieselbstkritik

Zwar rückt auch der sperrige Begriff der Hegemonieselbstkritik das Selbst ins Zentrum. Doch im Gegensatz zur isolierten cartesianischen Selbstreflexion flankiert er es mit zwei Begriffen: Hegemonie (also den Kontext der herrschaftssichernden Vereinnahmung) und Kritik (also ein konkretes Anliegen, das diesen Kontext in die kritische Analyse mit einbezieht). Ich verstehe Hegemonieselbstkritik als Schnittpunkt der zuvor genannten Ansätze und schlage sie als Möglichkeit vor, auch von privilegierten Standorten der Wissensproduktion aus zu Unterbrechungen der Kolonialität von Macht, Wissen und Sein beizutragen. Das Konzept hat sich im Umfeld einer von post- und dekolonialer Theorie sowie von kritischer Weißseins- und Intersektionalitätsforschung inspirierten Genderforschung

entwickelt.³⁶ Es wird vor allem von Gabriele Dietze explizit so benannt³⁷ und von post- und dekolonial inspirierten feministischen Autor/-innen in diesem Sinne verwendet, die selbst im Globalen Norden verortet sind und zugleich dessen Eurozentrismus herausfordern wollen.³⁸ Diesen Theorieperspektiven ist gemeinsam, dass sie zwar den „god-trick“³⁹ des cartesianischen *cogito ergo sum* radikal in Frage stellen, dabei aber auch von der Standortverwobenheit des Wissens ausgehen, ohne sie mit den jeweils vertretenen Positionen essentialistisch gleichzusetzen. Wenngleich es sich bei Hegemonieselbstkritik ebenfalls um ein grundsätzlich selbstreflexives Theorem handelt,⁴⁰ versteht sie sich nicht als Werkzeug der Optimierung im Rahmen des Bestehenden, sondern als Praxis des beständigen Hinterfragens seiner Prämissen, gerade weil sie um die Wirkmächtigkeit der unsichtbaren Rahmenbedingungen und den hieraus resultierenden Privilegien Bescheid weiß – und bereit ist, an ihnen zu rütteln.

Ein zentraler Aspekt ist dabei die in der feministischen Forschung schon seit Langem betonte Verwobenheit von Geschichte und Gegenwart, von Zentrum und Peripherie, von Innen- und Außen(-politik). Damit werden die machtdurchdrungenen, intersektionalen Kategorisierungen in ihrem geopolitischen und historischen Kontext, in ihrer Gewordenheit und Veränderbarkeit sicht- und benennbar. Ein Beispiel dafür ist die Arbeit am Begriff der epistemischen Gewalt, der sich in der post- und dekolonialen Debatte entwickelt hat und dort große Selbstverständlichkeit besitzt. Im dominanten Kanon eurozentrischer politischer Theorien stößt er jedoch weitgehend auf Unverständnis und Widerstand, weil dort überwiegend von einem engen Begriff direkter physischer Gewalt ausgegangen wird. Dies wiederum ist kein Zufall, sondern selbst eine Manifestation der Kolonialität von Macht und Wissen, in die unsere Wissensproduktion selbst eingelassen ist.⁴¹ Hegemonieselbstkritik bedeutet dann beispielsweise, eine an den genannten Ansätzen orientierte konzeptionelle Arbeit an Begriffen, Konzepten und Theorien auch auf dem Terrain der Theoriearbeit weiterzuführen und sich ihren Widersprüchen zu stellen. Die damit verbundene Denaturalisierung des Sozialen, des Politischen und schließlich auch des Epistemischen trägt dazu bei, auch die eigene Verortung in einem komplexen Setting von Wissen, Macht und Sein auf eine Weise auszuloten, die nicht bei der Selbstreflexion des eigenen Standorts auf einer Bühne mit fixierter Kulisse stehenbleibt. Darüber hinaus werden die Bühne und ihre Ausstattung sowie ihre sichtbaren und unsichtbaren Protagonist/-innen zueinander in Beziehung gestellt. Schließlich wird auch das Theater selbst (um im Bild zu

36 Diese Traditionen fordern ihrerseits dominante feministische Positionen etwa in Europa und den USA heraus, indem sie auf die Überschneidungen unterschiedlicher Machtachsen und die Hegemonie westlich-eurozentrisch-bürgerlich-weißer Wissensproduktion verweisen.

37 Gabriele Dietze 2008: Intersektionalität und Hegemonie(selbst)kritik, in: Wolfgang Gippert/Petra Götze/Elke Kleinau (Hg.): Transkulturalität. Gender- und bildungshistorische Perspektiven, Bielefeld, 27-43.

38 Gabriele Dietze/Claudia Brunner/Edith Wenzel (Hg.) 2009: Kritik des Okzidentalismus. Transdisziplinäre Beiträge zu (Neo-)Orientalismus und Geschlecht, Bielefeld; Karin Hostettler/Sophie Vögele (Hg.) 2014: Diesseits der imperialen Geschlechterordnung. (Post-)koloniale Reflexionen über den Westen, Bielefeld.

39 Donna Haraway 1988: Situated Knowledges. The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective, in: Feminist Studies 14 (3), 581.

40 Ebd., 35.

41 Brunner 2013, 2016a, 2016b.

34 Vgl. Sabine Jaberg 2009: Vom Unbehagen am Normverlust zum Unbehagen mit der Norm? Zu einem fundamentalen Problem der neueren Friedensforschung. Hamburger Beiträge zur Friedensforschung und Sicherheitspolitik, Hamburg; Michael Berndt 2013: Militärkritik muss Fundamentalkritik sein, um kritisch zu bleiben, in: Sicherheit + Frieden 31 (3), 157-162.

35 Vázquez 2011, 27.

bleiben) mit in die Konstellation einbezogen – einschließlich Eigentumsverhältnissen, Geschichte, Programm, Publikum und Rezeption. Hegemonieselbstkritik kann in gewissem Sinne als komplementäres Programm zur dekolonialen Forderung nach einer radikalen Orientierung an unterdrücktem Wissen verstanden werden, ohne das Hegemoniale einerseits und das Kritische andererseits miteinander versöhnen zu wollen. Sie muss auch die Kolonialität nicht abstreiten, in der sich nicht nur Hegemonie, sondern auch Kritik notwendigerweise befindet. Vielmehr versucht Hegemonieselbstkritik, bewusst vom Ort des relativen Privilegs aus die jeweils zur Verfügung stehenden Möglichkeiten zu nutzen, um ihre Selbstverständlichkeit zu dekonstruieren.

4. Fazit

Das Unbehagen am Status quo einer sich zunehmend militarisierenden Außenpolitik, die sich als Friedens- und Sicherheitspolitik ausgibt, deren Effekte aber weder das eine noch das andere glaubwürdig erreichbar erscheinen lassen, erfordert in der Tat ein Innehalten und Nachdenken sowie eine Bewertung und Neuorientierung bei jenen, die mit der Analyse und Kritik dieser Politiken und ihrer Probleme befasst sind. Systemimmanente Selbstreflexion wird jedoch nicht ausreichen, um dieser Politik und der ihr zuarbeitenden Wissensproduktion eine grundlegende Neuorientierung zu verleihen. Beide – Politik und Wissenschaft – finden nämlich auf dem epistemischen Territorium der Moderne statt, die zwar für Aufklärung, Fortschritt und Befriedung steht. Die unsichtbare Kehrseite dieses Narrativs, die Kolonialität, ist jedoch immer noch präsent. Dadurch setzen sich all jene Ausschlüsse, Verwerfungen und Vernichtungen fort, die die Moderne mit ihrem sich beständig erneuerndem Repertoire hegemonialer Herrschaftssicherung zu befrieden behauptet. Das gilt auch für eine Wissenschaft, die sich als aufgeklärt und selbstreflexiv begreift. Wenn wir es ernst meinen mit dem Innehalten, dem Reflektieren und dem Suchen nach Alternativen, müssen wir von radikalen Perspektiven lernen, ohne diese zu vereinnahmen oder unvermeidbare Widersprüche vorschnell einzuebrennen. Das erfordert eine hegemonieselbstkritische Haltung und Praxis, die das epistemische Privileg des eigenen Standorts und dessen Einfluss auf Analyse und Kritik miteinbezieht, um systematisch damit zu beginnen, dieses Privileg zu verlernen und auch abzugeben. Selbstreflexion ist ein notwendiger erster Schritt, um bestimmte Fragen überhaupt stellen zu können. Hegemonieselbstkritik kann ein nächster sein, um die Verantwortung für die Antworten zu übernehmen, die aus dieser Kritik resultieren.



Dr. Claudia Brunner ist Assistenzprofessorin am Zentrum für Friedensforschung und Friedensbildung der Universität Klagenfurt. Derzeit leitet sie das Projekt „Theorizing Epistemic Violence“ (V368-G15), gefördert vom österreichischen Fonds für wissenschaftliche Forschung (FWF), in dem auch dieser Text entstanden ist.

Wohin des Weges?

Zur Zukunft der transatlantischen Gemeinschaft



Die Zukunft der transatlantischen Gemeinschaft

Externe und interne Herausforderungen

Herausgegeben von Dr. Florian Böhler, M.A., Dr. Steffen Hagemann, Dr. Anja Opitz und Prof. Dr. Jürgen Wilzewski

2017, 349 S., brosch., 64,- €

ISBN 978-3-8487-4476-3

eISBN 978-3-8452-8721-8

(Tutzingen Studien zur Politik, Bd. 10)

nomos-shop.de/30632

Trotz zahlreicher Konflikte hat sich die transatlantische Gemeinschaft als robust und anpassungsfähig gegenüber neuen Sicherheitslagen und internen Herausforderungen erwiesen. Der Sammelband untersucht, wie in der transatlantischen Sicherheitsgemeinschaft Konflikte zwischen den Partnern bearbeitet werden.



Unser Wissenschaftsprogramm ist auch online verfügbar unter: www.nomos-elibrary.de

Portofreie Buch-Bestellungen
unter www.nomos-shop.de
Preis inkl. Mehrwertsteuer



Nomos